

*Aysegül Acevit*

---

aus Deutschland

Stipendien-Aufenthalt in  
Peru

vom 06. September bis 16. Oktober 2004

## **Die Wiederbelebung der traditionellen Medizin des Schamanismus in Peru**

Von Aysegül Acevit

Peru, vom 06. September bis 16. Oktober 2004



# Inhalt

1. Zur Person	14
2. Am Anfang war der Baum	14
3. Die medizinische Versorgung in Peru	15
4. Die Medizin des Dschungels und die Stadt der Heiler	16
5. Die Entdeckung der Traditionen	17
6. Die ersten Vorbereitungen	19
7. Biopiraten auf der Suche nach dem grünen Gold	20
8. Überall Schamanen	22
9. Die Kräuterfrauen von Belen	24
10. Die Zeremonie des Heilers	26
11. Sacha Mama - Das Heilzentrum im Dorf	28
12. Die Oase in der Großstadt	30
13. Praxistest für den Schamanismus	32
14. Die Natur in Pillenform	34
15. „Wer heilt hat Recht“	36

## **1. Zur Person**

Ich wurde am 16.09.1968 in der Türkei geboren. Mein Vater kam im folgenden Jahr als Arbeitsmigrant nach Deutschland und holte bald auch meine Mutter und mich zu sich ins Ruhrgebiet nach. Ich wuchs in Recklinghausen auf, machte Abitur und studierte ab 1990 Sozialwissenschaften mit dem Schwerpunkt Soziologie und dem Nebenfach Film-, Fernseh- und Theaterwissenschaften. Während des Studiums begann ich als Autorin für den WDR zu arbeiten und machte damit auch nach meinem Studium weiter. 1998 absolvierte ich ein Volontariat beim Adolf-Grimme Institut, in Kooperation mit dem WDR und dem ZDF und arbeite seitdem weiterhin als freie Journalistin in Köln, wo ich Reportagen und Berichte für das Fernsehprogramm und den Hörfunk des WDR und anderer ARD-Anstalten produziere. Neben interkulturellen Themen haben mich schon immer auch alternative Medizinkonzepte interessiert.

## **2. Am Anfang war der Baum**

Von der Promenade aus betrachtet wirkt das Panorama am Rande der peruanischen Dschungelstadt wie ein Gemälde von Mutter Natur. Der Himmel prahlt mit seinem schönsten Blau, die Sonne ziert ihn mit ihrem Licht und das Wasser des Amazonas schmiegt sich gelassen an die üppige Vegetation am Ufer. Man könnte meinen, all die vielen Menschen, die sich auf dem asphaltierten Platz an der Uferpromenade tummeln, seien nur wegen dieses schönen Ausblicks hier, aber das stimmt nicht – die meisten wollen sich nur die Zeit vertreiben. Hier gibt es die schönsten Cafés, die freundlichsten Ballonverkäufer und das leckerste Eis. Verliebte Pärchen, fröhliche Kinder, verrückte Straßenmusiker. Frauen in Trachten, die selbst gemachten Urwaldschmuck an Touristen verkaufen und junge Männer, die nach hübschen Frauen Ausschau halten. Sie alle strömen fast täglich hier hin, aber den Reichtum, der in der idyllischen Aussicht verborgen liegt, nehmen nur wenige wahr, denn für sie ist er Alltag. Umso mehr fällt es auf, als ein älterer Mann und eine junge Frau entschlossenen Schrittes die Promenade verlassen und auf die Bäume am Flussufer zulaufen. Der Mann, der mit seinen weißen Haaren gut 60 Jahre alt sein könnte, trägt einen grauen Anzug mit einem weißen Hemd und einer dunkelroten Krawatte. Neben den vielen einfachen Menschen wirkt er fast wohlhabend. Seine Schuhe sind poliert und seine Hose hat messerscharfe Bügelfalten. Während sein Blick über die haushohen Bäume schweift, die direkt neben der Wiese wachsen, direkt neben dem Fluss, direkt am Beginn des Urwaldes, da kratzt er sich

einige Male am Kinn und rückt seine Brille zurecht, bevor er mit dem Zeigefinger auf einen der Bäume zeigt und dann auf ihn zu läuft. Er hebt den Kopf, mustert die Äste und dann krempelt er sich die Ärmel hoch. Die junge Frau baut eine Rüberleiter, der Mann steigt mit einem Fuß ein, greift nach einem Ast und klettert hoch. Es rüttelt und schüttelt und nach einem Knackgeräusch springt der Mann mit einem üppig bewachsenen, grünen Ast in der Hand wieder herunter. Er zupft seine Krawatte zurecht, klopft sich die Hosenbeine aus und die junge Frau wischt ihm ein paar Blätter von der Schulter. Zusammen bestaunen sie den Ast und nicken zufrieden, als sie zurück auf die asphaltierte Straße gehen, von der sie kamen. Meine Neugier ist größer als meine Höflichkeit und so erlaube ich mir, die beiden anzusprechen und zu fragen: Warum hat der Herr den Ast vom Baum geholt? „Meine Mutter fühlt sich nicht wohl“, sagt er.

### 3. Die medizinische Versorgung in Peru

Eine große Pharmaindustrie, moderne Krankenhäuser und gut ausgebildete Ärzte sind wie überall auf der Welt auch in Peru die wichtigsten Säulen der medizinischen Versorgung. Unzählige Pillen und Tabletten gehen täglich über den Apothekentisch und versprechen den Kranken Heilung. Aus Europa, aus Nordamerika, oder aus Fernost werden tonnenweise Medikamente importiert und täglich arbeiten einheimische Forscher an chemischen Wirkstoffen, die das Leid der Menschen lindern sollen. In San Isidro, einem der „besseren Viertel“ von Lima, ragen die Hospitäler hoch in den Himmel und auf ihren Fluren und in ihren Krankenzimmern geht es zu wie in Leipzig, in Rom oder in Istanbul. Die Arztpraxen mögen nicht alle die modernsten Apparate haben, aber sie sind genauso voll, wie bei uns. Keine Frage: die Peruaner glauben an die Schulmedizin. In den Städten entspricht die Gesundheitsversorgung dem internationalen Standard und auch in ländlichen Gebieten verbreitet er sich immer mehr. Aber leider gibt es auch ein großes Problem: nicht alle Menschen können an diesem Standard teilhaben. Etwa ein Drittel der Bevölkerung Perus kann sich die Schulmedizin nicht leisten oder hat keinen Zugang dazu, sagt die Statistik. Medikamente sind für sie zu teuer, Arztbesuche unbezahlbar, Krankenhäuser zu weit entfernt. So bleibt die medizinische Versorgung für etwa 8–10 Millionen Menschen, die in entlegenen Dörfern, im Regenwald des Amazonas, oder in den Armenvierteln der Großstädte wohnen, unerreichbar. Aber auch sie werden krank und auch sie brauchen Hilfe.

In Peru gibt es daher neben der Schulmedizin auch eine Art „alternativen Gesundheitssektor“, nämlich die traditionelle Medizin des Schamanismus,

die „Medicina Tradicional“. Das „religiös-magische Glaubens- und Praxis-system der indigenen Völker“, wie die Ethnologen den Schamanismus nennen, hat eine über 3.000 Jahre alte Heilkunst hervorgebracht, die abseits des modernen Lebens immer noch existiert. Über die Jahrhunderte war und ist sie einerseits vielen Einflüssen ausgesetzt, die ihr Weiterbestehen bedrohen und andererseits erfährt sie in den letzten Jahren ein zunehmendes Interesse von allen Bevölkerungsschichten. Man kann sogar von einer Wiederbelebung der traditionellen Medizin des Schamanismus sprechen.

#### **4. Die Medizin des Dschungels und die Stadt der Heiler**

Wenn man im Flugzeug sitzt und sich der Stadt nähert, dann versteht man, warum es nicht möglich ist, Iquitos mit dem Auto zu erreichen. Mehr als eine halbe Stunde lang sieht man weit und breit nur eines: Grün. Von oben betrachtet entfaltet sich die volle Schönheit des Regenwaldes am Amazonas, aber nur mit einer mehrtägigen Bootsfahrt oder eben mit dem Flugzeug kann man die Stadt erreichen. Ein winziger kleiner brauner Fleck mitten im schier unendlich weiten dunklen Grün. Iquitos ist die Hauptstadt des Bundesstaates Loreto im Norden Perus, hat 270.000 Einwohner, liegt knapp über dem Äquator und ist praktisch die biologische Metropole des Landes. Wenn man sich auf die asphaltierten Straßen beschränkt, könnte man diese Metropole in nur 1–2 Tagen besichtigen – doch würde man auch die Wege begehen, die in die Wälder führen, bräuchte man dafür ein halbes Leben. Genau so viel Zeit wie man braucht, um sich mit den Pflanzen vertraut zu machen, die hier wachsen. Die Männer und Frauen denen das gelungen ist, sind angesehene Leute. Einer von ihnen ist Don Solon, ein 86-jähriger Mann von hagerer Statur, mit tief liegenden dunklen Augen, wenig Haaren auf dem Kopf und heiserer Stimme. Don Solon ist eine Koryphäe auf seinem Gebiet, eine Art Chefarzt des Dschungels – obwohl er niemals Medizin studiert hat. Vor einigen Jahren ist er für seine Arbeit mit Drogenabhängigen berühmt geworden, weil er sie auf seine Art von der Sucht befreit hat – ohne Medikamente. In der Stadt Tarapoto, im Westen Perus, hat er ein Therapiezentrum für Drogenabhängige mit aufgebaut, das ausschließlich mit traditioneller Medizin arbeitet. Doch leben wollte er in Iquitos und kam deshalb in seine Heimatstadt zurück. Hier soll er in seinem langen Leben unzählige Menschen geheilt haben: von Krebs, von Diabetes, von Geschwüren und Infektionen oder von Depressionen und anderen Krankheiten. Den Menschen zu helfen, deren Körper oder Seele krank ist, ist die Aufgabe, zu der ihn die Götter, seine Eltern und letztlich wohl auch die Bewohner seines Dorfes berufen haben. Don Solon ist ein Curandero,

ein Heiler, wie er hier genannt wird. Andere indigene Volksgruppen haben ihre eigenen Bezeichnungen. Schon als Kind hat Don Solon bei seinem Vater gelernt und sein ganzes Leben war seinem Wirken als Heiler gewidmet. Er ist Katholik, aber Curandero ist er trotzdem. Die Christianisierung konnte den Schamanismus seit über 3.000 Jahren nicht verdrängen. Durch die enge Verbindung, die die Menschen seit jeher zur Natur haben, spielten die Lebenserfahrung und der Glaube der Vorfahren immer eine große Rolle. Die Medizinmänner und Medizinfrauen unter den Schamanen haben ein breit gefächertes Tätigkeitsfeld, ähnlich wie das der Schulmediziner und sind auf bestimmte Heilmethoden spezialisiert. Herbalistas arbeiten zum Beispiel mit Kräutern, Tabaqueros mit Tabak, Ayahuasqueros mit Ayahuasca, einer der bekanntesten peruanischen Heilpflanzen. Banisteropsis Caapi, wie der botanische Name der Pflanze lautet, ist eine Liane, die im gesamten Amazonas verbreitet ist, aber in Peru seit jeher von den indigenen Volksgruppen als Heilpflanze verwendet wird. Auch Don Solon ist Ayahuasquero, weil Ayahuasca – die Liane der Seele – die Medizin ist, die er am besten kennt. Wenn Don Solon jemandem helfen soll, und das sind immer noch viele, obwohl er sich eigentlich in den wohlverdienten Ruhestand zurückgezogen hat, dann muss er sich lange vorbereiten. Seine Medizin herzustellen dauert mehrere Tage und die Zeremonie für die Heilung unter Umständen auch. Don Solon macht grundsätzlich keine halben Sachen, das würde seinem Glauben, seinem Gewissen und seinem Ansehen zuwiderlaufen. Aber nicht alle Heiler seien so aufrichtig wie er, heißt es, und es soll in Iquitos Tausend Heiler geben.

## **5. Die Entdeckung der Traditionen**

Auf halbem Weg vom Flughafen zur Innenstadt liegt das IIAP, ein Institut zur Erforschung des peruanischen Amazonas, gegründet von Agrarwissenschaftlern, Biologen, Ethnologen und anderen engagierten Peruanern. Das Institut arbeitet interdisziplinär, denn zu seinen Zielen gehört auch die Weiterentwicklung der Dörfer oder die Erforschung der Traditionen im Umgang mit dem, was es hier seit Menschengedenken im Überfluss gibt: Natur. Das Institut hat in verschiedenen Städten Zweigstellen und gliedert seine Arbeit in mehrere Abteilungen, wie man auf seinem Gelände sehen kann. Ein Garten mit Sträuchern in einer Ecke, ein Garten mit Blumen und Kräutern, ein Garten mit wild wuchernden Pflanzen. Daneben ein großer Teich mit Fischen, eine Terrasse mit unzähligen Tontöpfen, eine Bibliothek und Schulungsräume. Keine Frage, dies ist eine moderne Einrichtung, und doch widmet sie sich auch einem uralten Thema: der „Medicina Tradicional“.

„Es gibt hier so viele medizinisch wirksame Pflanzen, dass wir von vielen nicht einmal den Namen kennen. Fast 1.000 haben wir schon erfasst, aber das ist eben nur ein Teil“, sagt Senora Elsa, die für die traditionelle Medizin zuständig ist. In Zusammenarbeit mit den Universitäten hat sie Broschüren, Handbücher, Enzyklopädien und Lehrmaterial zur Nutzung und zum Gebrauch der Pflanzen herausgebracht und jeden Tag arbeitet sie an neuen Publikationen. „Die Alten kennen Pflanzen, die wir modernen Stadtmenschen uns gar nicht vorstellen können und auch die Jugend entfremdet sich immer mehr von diesem alten Wissen“ sagt sie und weist damit auf eines ihrer größten Probleme hin. Den „Alten“, d.h. den alten Menschen aus den Dörfern, die noch verhältnismäßig stark mit den Traditionen verbunden sind, gelten die Pflanzen als heilig, da die Natur innerhalb ihres schamanischen Weltbildes Ausdruck des Göttlichen ist. Für die jüngere Generation und auch für die gebildete und wohlhabende Oberschicht sind sie oft nur „unmodern“ – die Pflanzen und die Alten. Es gilt als ein Zeichen des Wohlstandes und der Modernität, bei Bedarf Pillen zu schlucken, statt Mutter Natur zu konsultieren. Dass diese ihren Dienst schon seit Jahrtausenden tut, zählt nicht. Aber die Ablehnung und Abwertung der „traditionellen Medizin“ in bestimmten Gesellschaftskreisen ist nicht neu und nicht unbegründet. Sie hat sich seit der Kolonialisierung Südamerikas teils langsam und schleichend, teils drastisch durch Verbote und Bestrafungen seitens der Kirchen, verbreitet. Heute sieht man das unter anderem daran, dass in den Regionen, in denen der Einfluss der Kirche stark ist, wie im Süden Perus, die traditionelle Medizin regelrecht verteufelt wird. Die „Curanderos“, also Heiler, gelten als „Brujos“, als Hexer, selbst wenn sie gar nicht hexen, sondern nur aus Blättern Tee herstellen. Man will grundsätzlich nichts mit ihnen zu tun haben. Im Nordwesten dagegen, wo die Kirche einen geringeren Einfluss hat, ist auch die traditionelle Medizin noch bis heute sehr weit verbreitet, sagen peruanische Ethnologen. Auch andere Gründe, wie zum Beispiel die Verstärkung und die damit einhergehende Entfremdung von der Natur oder auch die außer Zweifel stehenden Errungenschaften der Schulmedizin, haben zur Verdrängung des traditionellen Wissens beigetragen. Dennoch ist es immer noch notwendig, denn einerseits sind Millionen Menschen allein schon aus Armut darauf angewiesen und andererseits ist es ein kulturelles Erbe und damit ein Reichtum, der bewahrt werden müsste. Wenn es einen Ort gibt, an dem man damit anfangen kann, dann sollte das Iquitos sein, der Kräutergarten Perus. Von hier werden täglich tonnenweise Pflanzen in das ganze Land verschickt, wo sie meistens industriell weiter verarbeitet werden oder auf Märkten für Medizinalpflanzen beim Normalbürger landen. Solche Märkte gibt es in fast jeder Stadt. In Iquitos leben viele Menschen noch in engem Kontakt mit der Natur und mit den Traditionen – so wie der alte



Mann, der auf den Baum kletterte. Er sei schon als Kind von seiner Mutter mit Pflanzen kuriert worden, erzählt er. Sie sei heute eine alte Frau und könne nicht mehr auf Bäume klettern, aber sie habe Rheuma und wolle auf ihre bewährte Medizin nicht verzichten. Längst wohne sie nicht mehr im Dorf, sondern bei ihren Kindern in der Stadt, und die Medizin der Apotheke nutze sie nur ungern, so lange sie ihre Pflanzen habe. „Natur ist nun mal Natur“, meint der Mann. Die junge Frau an seiner Seite stimmte ihm zu. Sie ist seine Tochter und will Lehrerin werden. Der Vater ist Buchhalter.

## **6. Die ersten Vorbereitungen**

Die Medizin zuzubereiten erfordert eine eigene Zeremonie. Begleitet von Gesängen und Gebeten wird die „Liane der Seele“ in viele Stücke zerteilt und mehrere Tage gekocht bis ein bitterer Sud übrig bleibt, der den Patienten in spezifischen Dosierungen gegeben werden kann. Eine der Besonderheiten von Ayahuasca ist, dass auch der Heiler die Medizin einnehmen muss, bevor er sie den Patienten verabreicht. Sie verändere seine Wahrnehmung und befähige ihn, die richtige Diagnose zu stellen, sagt Don Solon. Durch Ayahuasca sei er nicht nur fähig zu erkennen, was dem Patienten fehlt, sondern auch, was für seine Heilung erforderlich ist. Das können Pflanzen sein, die er zu sich nehmen oder auch Verhaltensweisen, die er ändern muss. Ayahuasca verleihe Don Solon die Fähigkeit, mit dem Unbewussten der Patienten Kontakt aufzunehmen und in ihr Innerstes zu schauen, sagt er. Don Solon arbeitet eigentlich nicht mehr, aber wenn Patienten kommen und ihn um Hilfe bitten, bringt er es meistens nicht über das Herz, sie abzuweisen, zumal seine Familie das Geld, das ihm die Patienten geben auch gut gebrauchen kann. Einen festen Berechnungssatz hat er nicht. Der Patient kann ihm geben, was er hat oder was er möchte. Üblicherweise sind das zehn bis fünfzig peruanische Sol, etwa zwei bis fünfzehn Euro pro Sitzung. An einem Samstagabend will Don Solon wieder vier Patienten empfangen und in einer Zeremonie gemeinsam behandeln. Eine peruanische Mutter, die unter Depressionen leidet, ein junger Computerfachmann, der chronische Kopfschmerzen hat und eine Freundin der Familie, die ständig von Regelschmerzen geplagt wird. Dazu kommt ein chilenischer Arzt, der in einer tiefen Lebenskrise steckt und sich körperlich ausgelaugt fühlt, wie er meint. Er ist extra wegen Don Solon angereist, weil er ihm mit seinem Ayahuasca helfen könne, was es in Chile nicht gäbe, meint er. Er will auch von Don Solon lernen und möchte seine eigene Arbeit durch die traditionelle Medizin bereichern. Alle vier Patienten treffen zum ersten Mal in dieser Gruppe zusammen. Die Medizin aus den

Pflanzen ist nur ein Bestandteil der Heilkunst von Don Solon, die anderen sind seine Erfahrung im Erkennen der Ursachen und die Zeremonie, in der er den Patienten helfen muss, ihrem Unbewussten näher zu kommen. Körper und Geist, aber auch das psychologische und soziale Umfeld und sogar die Lebensweise des Menschen gehören im Gesundheitsverständnis von Don Solon zusammen. Deshalb könne eine Heilung auch nur erfolgen, wenn alle Bereiche gemeinsam betrachtet und behandelt werden – der wohl wichtigste Unterschied zur Schulmedizin. Die Patienten sollen einen Tag vor der Zeremonie fasten, kein Fleisch essen, keine feste Nahrung zu sich nehmen, am besten nur Wasser trinken. Erst dann kann die Behandlung beginnen.

## **7. Biopiraten auf der Suche nach dem grünen Gold**

George Key ist ein stattlicher Amerikaner mit weißen Haaren und mit einem Blick, als wolle er sagen: mich haut nichts um, ich habe schon viel erlebt. Er ist Ende Fünfzig und hat eine leitende Position in einer US-amerikanischen Erdgas-Company. Er lebt und arbeitet seit fünf Jahren in Iquitos und mit den hiesigen Gepflogenheiten ist er gut vertraut, meint er. Ob er auch von der traditionellen Medizin und von den Heilern gehört hat? „Traditional medicine? Well, that’s a good thing“. Eine gute Sache, sagt er. Damit habe er seine Erfahrungen. Anfangs scheint es überraschend, dass gerade einer wie er davon weiß, aber fast jeder in Iquitos hat einen Bezug dazu und sei es nur vom Hörensagen. Als ich erkältet bin, bietet mir die Putzfrau im Hotel an, einen Tee für mich zu kochen, der mich binnen einer Stunde wieder gesund macht. Der Taxifahrer will einen Alten kennen, der Männern mit Blüten zur Zeugungsfähigkeit verhilft. Oder umgekehrt soll es Wurzeln zur Empfängnisverhütung geben. Kein Wunder also, dass auch George seine Erfahrungen hat. Viele Jahre habe er an Rückenschmerzen gelitten und die Ärzte in seiner Heimat hätten ihm zu einer Operation geraten. Aus Angst vor den Risiken hätte er stets abgelehnt. Mehrmals hätten seine peruanischen Freunde ihn zu einem Heiler bringen wollen, aber auch das hätte er nie gewollt, weil er so was für Unsinn hielt. Eines Tages, als er mit peruanischen Arbeitern im Dschungel unterwegs war, wären die Rückenschmerzen unerträglich geworden. Die Kollegen hätten ihn kurzer Hand zum Heiler ins nächste Dorf gebracht und sofort wäre er behandelt worden. Er hätte sich bäuchlings hinlegen müssen und sein Rücken wäre mit einer übel riechenden scharfen Flüssigkeit eingerieben worden, erzählt er. Mit Blättern hätte der Heiler seinen Rücken eingewickelt, hätte Gegenstände darauf gelegt, während er gleichzeitig gesungen und gebetet hätte. Er wäre

sich komisch vorgekommen, er, der „moderne Amerikaner, auf dem Stuhl eines Scharlatans“, so hätte er gedacht. Aber bei seinen Schmerzen wäre ihm letztlich alles egal gewesen. Stundenlang hätte er dort gelegen und bald habe er eine Linderung verspürt. Aber erst nach mehreren Tagen, an denen die Prozedur wiederholt wurde, wäre er kuriert gewesen. „Many people don't believe me“. Viele Leute glauben mir nicht, sagt er und lächelt, als habe er noch nicht alles erzählt. Seitdem sei er schmerzfrei und das allein zähle für ihn.

George betreibt heute nebenberuflich eine kleine Farm, auf der er die Pflanzen, die er von seinem Heiler hat, züchtet, und in die USA exportiert. Zeigen will er sie nicht, denn was er macht, ist faktisch illegal. Biopiraterie – eine schmutzige Sache, aber ein lukratives Geschäft. Die Bewohner von Iquitos kennen viele wie George. „Biopiraten“ haben weder Genehmigungen zur Ausfuhr von geschützten Arten noch von Medizinalpflanzen. Ihre Exporte deklarieren sie meist als simple Gemüseausfuhr und die Gewinne stehen in keinem Verhältnis zu ihren Kosten. Eine peruanische Mitarbeiterin solch einer Firma erzählt, sie sei schockiert gewesen, als sie im Internet sah, dass ihre kalifornische Chefin, die in Iquitos geernteten Pflanzen in Nordamerika zu astronomischen Preisen verkaufe. „Und wir arbeiten hier für zwei Dollar am Tag, damit sie mit unseren heiligen Pflanzen Millionärin wird“ sagt sie und bringt auf den Punkt, was die meisten Peruaner denken – wenn sie von den Machenschaften der ausländischen Pflanzenhändler erfahren. Aber die meisten sind auch machtlos und eingebunden in eine Spirale aus Untätigkeit der Regierung, aus Armut, aus der Notwendigkeit Geld zu verdienen und der hoffnungslosen Überlegenheit und Willkür, mit der die ausländischen Geschäftsleute vorgehen. Hunderte solcher Pharma- und Handelsfirmen operieren weltweit. Meist treten sie als harmlose, neugierige Touristen auf, die die Bauern oder Heiler eines Dorfes nach ihren Pflanzen fragen. In der Regel werden sie aufgeklärt, bekommen Hilfe und sogar Pflanzen als Geschenk und als Andenken. Derart mit dem nötigen Wissen ausgestattet nehmen die Besucher die Pflanzenteile oder Samen mit in die Heimat – in die USA, nach Europa oder nach Fernost. Dort züchten und verkaufen sie sie entweder direkt oder lassen ihre Wirkstoffe erforschen oder patentieren. Wollte ein Peruaner selbst einmal im Ausland damit handeln, er dürfte es nicht mehr. In Peru sind unter anderem Patente auf Ayahuasca, „Uña de Gato“, Maca und Cupuacu bekannt. Das europäische Patent auf „Uña de Gato“, einer hochwirksamen Heilpflanze, hat eine österreichische Firma. In den 50er Jahren hat ein Heiler des Ashaninka-Volkes einen Österreicher damit behandelt, der in ihr Dorf kam. Er nahm die Pflanze mit, ließ sie in Wien erforschen, gründete eine Pharmafirma, die daraus ein Medikament herstellte und es heute europaweit vertreibt. Die Ashaninka dürfen seitdem

auf dem Feld arbeiten, das der Österreicher zur Rohstoffgewinnung angelegt hat. Sie bekommen dafür ihren bescheidenen Arbeitslohn – eine Gewinnbeteiligung, die ihnen zustehen würde, bekommen sie nicht. Andere Fälle haben das Aufsehen der peruanischen Öffentlichkeit erregt, wie das Patent der Ayahuasca-Liane, das sich eine US-amerikanische Firma sicherte. Peruanische Bürgerinitiativen und der Verband der Curanderos haben dagegen gekämpft und das Patent angefochten mit der Begründung, Ayahuasca sei ein traditioneller Bestandteil der peruanischen Kultur und somit nicht patentierbar. Fast acht Jahre dauerte das Verfahren und hat einige Millionen Dollar gekostet, aber es brachte nur einen bedingten Erfolg. Zuerst wurde das Patent aufgehoben, dann wurde die Aufhebung annulliert. Bei den immensen Kosten einer Anfechtung, der Vielzahl der Pflanzen und der Unmenge von kaum zu kontrollierenden Missbrauchsfällen ist es ein aussichtsloser Kampf, den die „Pflanzenhüter“ zu führen hätten. Pharmafirmen, die ihre „Biospione“ in den Amazonas ausschicken, haben ein leichtes Spiel, trotz der Biodiversitätskonvention von 1994, die die Pflanzen und das Wissen der indigenen Völker schützt und für ihre Vermarktung eine Gewinnbeteiligung für die betroffene Volksgruppe fordert. George winkt ab. Nicht im Traum denkt er an so was.

## 8. Überall Schamanen

Wer sich in Iquitos einen Curandero, einen Heiler, sucht, muss sich nicht sehr anstrengen. Fast jede Reiseagentur, die Bootsfahrten auf dem Amazonas oder Abenteuertrips in den Dschungel anbietet, kennt auch einen Heiler, oder einen Schamanen, wie sie werbewirksamer angepriesen werden. „Es gibt bestimmt Tausend von denen“ sagt Senora Elsa im Institut. „Aber natürlich sind nur wenige echt“, fügt sie hinzu. Der große Strom der Touristen, der in den 70er Jahren einsetzte, als US-amerikanische Wissenschaftler die psychoaktive Wirkung bestimmter Pflanzen entdeckten, dieser Strom ist längst abgerissen. Aber noch immer kommen junge Männer als Touristen, auf der Suche nach einem Rausch, sagt die Leiterin der Reiseagentur im Hotel. Im schamanischen Weltbild sind die Pflanzen, die den Geist in andere Welten führen heilig und werden als Gottheiten verehrt – ähnlich wie es im Hinduismus für Tiere gilt. Die Pflanzen offenbaren demnach die Geheimnisse der Seele, in der auch Ursachen für körperliche Leiden verborgen sein können oder Botschaften der Ahnen. Unbedingte Voraussetzung für derartige Reisen ist, dass ein Schamane sie leitet, die Vermittlung zwischen irdischer und geistiger Welt übernimmt und die Botschaften entschlüsselt. Für die Touristen, die in völlig anderen

Kategorien denken, sind die schamanischen Pflanzen nur zum Vergnügen da – Rausch ohne Sinn und Zweck. „Kino im Kopf“ wollen sie erleben, spotten die Einheimischen über sie und ärgern sich über soviel Respektlosigkeit vor ihren Sakramenten. Viele junge Touristen würden zu den geführten Abenteuer Touren im Dschungel auch einen Schamanen bestellen, der ihnen in einer Waldlichtung irgendeine rauscherzeugende Pflanze in die Hand drückt. Für gute Entlohnung findet sich immer ein Pflanzenkenner, der den Schamanen spielt. Von der Dosierung, der gesundheitlichen Konstitution des Gegenübers, seiner psychischen Verfassung oder seinem sozialen Umfeld weiß er aber natürlich nichts. Viele dieser Abenteuer Touristen verlassen die Waldlichtung nach einem stundenlangen Horrortrip mit einer schweren Psychose, die sie im günstigen Fall in der Heimat jahrelang behandeln lassen können. Nicht umsonst müssen Schamanen ihr Handwerk ein Leben lang lernen. „Curandero“ nennen kann sich jeder, aber einer zu sein, ist etwas völlig anderes, sagt Senora Elsa. Die selbsternannten Heiler bieten aber nicht nur Touristen ihre Dienste an, sondern auch den Gutgläubigen, den Leichtsinigen, den Armen und den Hoffnungslosen im eigenen Land. Ein Dilemma, an dem das IIAP täglich arbeitet, zum Beispiel dadurch, dass es Qualitätskriterien für den Beruf des Curandero aufstellt. Traditionell erschließt sich die Qualifikation eines Heilers aus dem sozialen Kontext. Ein Heiler stammt aus einer Heilerfamilie und hat die Kunst des Heilens von Kindesbeinen an durch Vater oder Mutter gelernt, welche es wiederum von ihren eigenen Eltern lernten. Von Generation zu Generation wird das Wissen um die Wirkung der Pflanzen, die Deutung von Symptomen, die Art der Behandlung, die Nutzung von Gegenmitteln usw. praktisch und theoretisch weiter gegeben. Dieser traditionelle Kontext funktioniert nicht mehr immer einwandfrei. Die Urbanisierung trägt stark dazu bei, dass diese soziale Kontrollfunktion nicht mehr stattfinden kann, wenn die Jüngeren das Dorf verlassen. Gerade in Städten, werden die sozialen Beziehungen schwächer, so dass man oft seine eigenen Nachbarn nicht mehr kennt, geschweige denn, einen Heiler auf dem Land oder gar die Qualitäten, die ihn oder sie auszeichnen.

Die Errungenschaften der Traditionen schmälert das aber nicht – sie müssen nur entsprechend den Umständen variiert und neu etabliert werden, fordert die IIAP und hat deshalb Projekte ins Leben gerufen, die die Qualitätssicherung und Qualitätskontrollen für die traditionelle Medizin gewährleisten. So soll die traditionelle Medizin für die Zukunft erhalten bleiben, trotz Substanzverlust. Das Institut hat mit angesehenen Heilern wie Don Solon zusammengearbeitet, hat peruanische Alternativmediziner und Ethnologen konsultiert und Kriterien entwickelt, die beschreiben, welche Eigenschaften einen Curandero auszeichnen, wie er arbeitet, welche Hilfsmittel er benutzt

und welche Krankheiten mit welchen Pflanzen und Praktiken behandelt werden können. Es ist sogar einen Schritt weiter gegangen und hat alle tatsächlichen oder vermeintlichen Curanderos zu Konferenzen eingeladen, um über ihre Campagne aufzuklären und sie über den neuesten Stand ihrer Forschung auf dem Laufenden zu halten. Den Hütern der alten Traditionen hat sie ein völlig neumodisches Angebot gemacht: Die Heiler sollten sich fortbilden. Anhand der erarbeiteten Kriterien und mit Hilfe erfahrener, alter Curanderos sollten sie ihr Wissen ausbauen und ergänzen. „Es ist eine Schande, dass manche junge Heiler nicht einmal die elementarsten Dinge wussten. Sie hatten lediglich die Anwendung bestimmter Pflanzen erlernt, aber das reicht längst nicht aus, um sich Curandero zu nennen“, sagt Senora Elsa. Eine kleine Gruppe von Heilern nimmt noch an den Kursen des Institutes teil. Zweimal im Jahr versammeln sie sich, um ihr Wissen zu vertiefen und nachzuholen, was sie bei ihren alten Lehrern verpasst haben. Welche Pflanzen haben welche Wirkstoffe? Welche Krankheiten bringen die Patienten aus ihrem urbanen Leben mit? Welche Voraussetzungen an Hygiene und medizinischer Grundversorgung, wie Impfungen müssen eingehalten werden? Dies sind nur einige Beispiele dafür, was ein moderner Curandero alles dazu zu lernen hat. So können die Heiler, die es in vielen Dörfern gibt, auch gleich zu Gesundheitsberatern werden. Das Institut betreibt diese Arbeit nicht nur in Iquitos, sondern in vielen anderen Städten Perus. Die Ergebnisse werden landesweit angewendet.

## 9. Die Kräuterfrauen von Belen

Eine Anlaufstelle für alle, die an der traditionellen Medizin interessiert sind, ist der Markt von Belen, dem ärmsten Viertel der Stadt. An der einen Seite schaut er zur Hauptstraße, an der anderen zum Fluss, von wo aus die Händler und Kunden mit ihren Holzbooten anfahren. Belen ist bekannt für seine Häuser auf Stelzen – damit sie bei Hochwasser nicht überflutet werden. Hunderte von Händlern bauen auf dem Markt ihre Stände auf und verkaufen alles, was es hier geben sollte. Neben Gebrauchsgegenständen für den Alltag, wie Haushaltswaren, einfache Kleidung und Lebensmitteln, auch Pflanzen aus dem Dschungel. Gemüse, Früchte, Kräuter. Aber vor allem auch eines: „plantas medicinales“ Medizinpflanzen. In einer der vielen Gassen des Marktes sind die Medizinstände aneinander gereiht. Vergleichsweise ruhig und beschaulich geht es hier zu. Frische grüne Blätter dominieren das Bild, eigentümliche Gerüche überströmen die Gasse. Blätter- und Blütenballen sind an den Holzkonstruktionen der Stände befestigt, teils als Dekoration, teils zum Verkauf. An ihren Wurzeln klebt noch die feuchte Erde und wenn

man sie anfasst, bleibt sie an den Fingern kleben. Getrocknete Gräser, die in Glasbehältern aufbewahrt werden, zerstampfte Knospen, die in Plastiktüten den Besitzer wechseln, frische Tees in Säckchen und zahllose Tinkturen in Flaschen und Gläsern. Es scheint, als gäbe es kein Kraut, das nicht gegen irgendein Wehwechen gewachsen wäre: gegen Blähungen, gegen Asthma, gegen Fieber, gegen Schmerzen. Zwischen den vielen Bäuerinnen trifft man auch gut gekleidete Männer und Frauen, die ein Mittel gegen Diabetes oder gegen Monatsbeschwerden suchen. Die Verkäufer und Verkäuferinnen versuchen zu beraten, aber nicht immer kennen sie sich in der Anwendung und Wirkung der Produkte aus, die sie verkaufen. Sie bringen die Ware und bekommen Geld dafür, das ist ihr Job. Viele der Kunden wissen selbst, was sie benötigen, weil sie es seit jeher in der Familie benutzen, weil sie davon gelesen haben oder weil ein Curandero sie hergeschickt hat, um die Zutaten zu besorgen, die sie brauchen. Allerdings sollen vor allem die älteren unter den Verkäufern Experten sein, wie eine Kundin euphorisch erklärt.

Seit 25 Jahren würde Senora Maria Rosa Pflanzen verkaufen, und noch nie habe sie sich geirrt, was die Wirkung ihrer Mittel betrifft. Zu dem Sortiment des Marktes gehören auch Räucherwerk, Gewürze, Düfte und Dekoration, Steine, Glücksbringer und Amulette – gegen Liebeskummer, für sexuelle Potenzsteigerung oder für Wohlstand – ein kleines Nebengeschäft. Manche Verkäufer halten derartiges aus ihrem Sortiment fern, für andere gehört es unbedingt dazu. Dass die obligatorischen Pflanzen und ihre verflüssigten oder verfestigten Wirkstoffe neben zeremoniellen Gegenständen verkauft werden, erscheint aber nur uninformatierten Ausländern als unseriös. Die Heilrituale der Curanderos erfordern zum Beispiel auch Räucherung zur Reinigung und jeder Schritt, der mit einem der hier angebotenen Produkte durchgeführt wird, kann eine Funktion haben. Die Grenzen zwischen Magie und Medizin sind nicht immer exakt zu ziehen, müssen sie aber auch nicht. Wenn der Glaube an einen Stein das Gemüt erheitert und hilft eine Depression zu vertreiben, dann kann ein guter Heiler damit leben und der Patient sowieso. Dass auf einigen Verkaufstischen neben den Pflanzen auch enthäutete Meerschweinchen liegen, erscheint den Fremden abstoßend – Peruaner wissen, dass sie für spezielle Heilzeremonien verwendet werden. Ob diese allerdings tatsächlich wirksam sind oder nur auf Placeboeffekten beruhen, dürfte eine Frage sein, vor der die Schulmedizin endgültig kapitulieren muss. Es sind eben diese Berührungspunkte der traditionellen Medizin mit Okkultismus und Magie, die sie den Skeptikern suspekt und den Verzweifelten viel versprechend erscheinen lässt. Die Bedeutung der traditionellen Medizin kann dadurch aber nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden, meint das IIAP. Nicht alles, was nach Zauberei aussieht, ist auch Zauberei – so wie nicht alles, was gesund aussieht, auch wirklich gesund macht.

Nicht nur die Pflanzen auf dem Markt von Belen, sondern auch die, die in den restlichen Teilen des Landes zur Weiterverarbeitung in der Pharmaindustrie oder zum Verkauf auf Märkten für Heilpflanzen exportiert werden, stammen aus Iquitos und seinen Wäldern. Was die Industrie im Gegensatz zu den meisten Kunden aber nicht weiß, ist, dass die Wirkstoffe der Pflanzen nur einen Teil ihres Zaubers ausmachen, den anderen Teil kennen nur die Heiler. Das ist einer der Ansatzpunkte, mit denen Institute wie das IIAP arbeiten. Ihr interdisziplinärer Ansatz befähigt sie, beide Teile zusammenzuführen.

## **10. Die Zeremonie des Heilers**

In dem Zimmer, in dem die Zeremonie für seine vier Patienten stattfinden soll, hat Don Solon einen kleinen Altar aufgebaut. Zwei Kerzen, eine Marienstatue, drei Kieselsteine, eine Flasche mit einer schwarzen Flüssigkeit, eine Flasche mit Wasser, ein kleiner Strauß aus Blättern. Bevor er irgendetwas anrührt, unterhält er sich mit jedem Einzelnen. „Weißt du, was dich erwartet?“ fragt er. „Habt ihr das schon einmal gemacht? Wollt ihr noch etwas wissen?“ Die Mutter fragt nach Ayahuasca. „Es ist eine sehr starke Medizin, aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Wir benutzen es seit Urzeiten und haben nie Nebenwirkungen gesehen. Nach 3-4 Stunden wird alles vorbei sein“, sagt er. Über die Beweggründe zu ihm zu kommen hat er vorher Einzelgespräche geführt. Alle vier Teilnehmer der Zeremonie sitzen auf Kissen auf einfachem Betonfußboden, obwohl die Zeremonie üblicherweise in der freien Natur stattfindet. Don Solon hat nicht mehr die Kraft aufs Land hinaus zu fahren, lieber macht er die Zeremonie drinnen, so wie meistens, wenn er sich in der Stadt aufhält. Neben jedem steht ein kleiner Eimer und in der Mitte der Runde Papiertaschentücher. „Fangen wir an“, sagt Don Solon, kniet sich auf den Boden in die Mitte der Runde und zündet sich eine dicke, handgerollte Zigarre an. Sie riecht anders, als Zigarren normalerweise riechen. Angenehmer, weicher. Mehrmals nimmt er tiefe Züge und pustet den Qualm jedem Einzelnen der Reihe nach ins Gesicht. Tabak gilt als schamanisches Mittel zur Reinigung der Atmosphäre. Spätestens jetzt beginnt die Phase, in der die schulmedizinischen Kategorien von richtig und falsch auf wackeligen Füßen stehen. Don Solon macht eine kleine Pause, in der er Verse in Spanisch und Kechua singt, seiner Muttersprache, die keiner der Anwesenden versteht. Dann nimmt er die Flasche mit Wasser, in der ein Pflanzenextrakt eingelegt ist und besprenkelt damit die Anwesenden und sich selbst. Die zweite Phase der Zeremonie. Don Solon pustet eine der Kerzen aus und weist daraufhin, dass es unbedingt notwendig sei, sich zu melden, falls man sich unwohl fühle, denn jetzt



werde jeder „Mutter Ayahuasca“ empfangen, die schwarze Medizin – und die sei sehr stark. Niemand rührt sich. Er füllt einen schnapsglasgroßen Becher zur Hälfte mit der Flüssigkeit und hält sie dem chilenischen Arzt entgegen. „Du hast das schon oft genommen, du kennst dich aus. Falls es dir nicht reicht, gebe ich dir später mehr“ sagt er und gibt den Becher aus der Hand. Die beiden Frauen bekommen jeweils die Hälfte seiner Portion, der Computerfachmann bekommt etwas mehr, auch er hat Erfahrung. „Dies wird eine Reise für euch sein und ihr werdet möglicherweise Dinge sehen, die euch erschrecken, aber vergesst nicht, ihr seid bei mir, damit ich euch helfe. Hat jemand Fragen oder Bedenken?“ Niemand meldet sich. Dann schaut er mich an. „Was ist mit dir?“, fragt er. „Ich schaue zu“ sage ich und schalte meinen Minidisc-Rekorder ein. „Das geht nicht“ sagt Don Solon. „Du kannst unsere Medizin nicht verstehen, wenn du sie nicht probierst“. Dass ich damit keine Erfahrung habe, hatte ich ihm vorher schon erzählt, jetzt wiederhole ich es. Er winkt ab. Ich bekäme nur so viel, dass ich einen Eindruck bekomme, denn mehr könne er ohnehin nicht verantworten, da er mich nicht kennt. Er füllt eine kleine Menge in den Becher, soviel dass es für einen Schluck reicht – vielleicht etwas zu wenig, denke ich. Vor die Wahl gestellt entweder ein Getränk zu schlucken, dass in Europa unter das Betäubungsmittelgesetz fallen würde, in Peru aber ein „heiliges Nationalgetränk“ ist, oder möglicherweise umsonst hier gewesen zu sein, fällt mir die Entscheidung nicht schwer. Einer nach dem Anderen beginnt die Flüssigkeit hinunterzuschlucken und als ich an meinem Becher rieche, verstehe ich, warum der Trank heilsam sein soll. Er riecht abscheulich und schmeckt ebenso, scharf und bitter – eben wie es sich für Medizin gehört.

Allmählich wird es still im Raum und Don Solon löscht auch die zweite Kerze, so dass es dunkel wird. Dann beginnt er leise vor sich hin zu murmeln und ab und zu versteht man die Worte Maria und Jesus. Er betet. Er nimmt den Blätterstrauch und beginnt ihn rhythmisch zu schütteln, während sein Murmeln in einen Gesang übergeht. Die Gesänge sollen bei den Patienten den Trancezustand einleiten und sie haben ihn, Don Solon, zur Berühmtheit gemacht. Er dürfte der einzige Curandero sein, dessen Ikaros, wie die Gesänge heißen, auf CD verewigt wurden. Stundenlang singt und betet er, während die Medizin wirkt. Nach einer Weile bemerke ich die ersten Anzeichen der Wirkung. Mein Gehör ist enorm geschärft, der Gesang und das Scheppern des Strauches erfüllen den ganzen Raum. Mein Körper scheint sich zu erwärmen, er fühlt sich leicht und ätherisch an, fast durchsichtig, als schwebten meine Knochen und Organe im luftleeren Raum. Mein Bewusstsein ist völlig klar und so staune ich, wie mir mein Körper im Dunkeln leuchtend und transparent erscheint und versuche gleichzeitig zu erfassen, was im Raum vor sich geht. Immer noch hört man keinen Laut von

den anderen, bis mein Nachbar plötzlich zu seinem Eimer greift und sich heftig übergibt. Don Solon ist höchst zufrieden. „Gut, sehr gut“, sagt er, und singt weiter, während er mit den Blättern raschelt. Erbrechen ist ein Zeichen für innere Reinigung, dafür, dass seelischer Ballast abgeworfen wird. Je heftiger das geschieht, umso besser. Dann ruft er den Arzt zu sich, kniet auf seiner Höhe und schlägt symbolisch mit dem Blätterstrauch auf seinen Kopf, während er weiterhin singt. Mit jedem wiederholt er die Prozedur jeweils etwa eine halbe Stunde lang, macht zwischendurch immer wieder kleine Pausen und fragt, wie es Einzelnen geht. Jeder taucht ab in seine eigenen Empfindungen.

## **11. Sacha Mama – Das Heilzentrum im Dorf**

Nach einem halbstündigen Fußmarsch durch den Wald erreicht die Gruppe von etwa 10 Ausländern und halb so vielen Peruanern das Projekt „Sacha Mama“. Zufällig treffen die Besucher auf dem Weg durch den Wald zusammen – nichts Ungewöhnliches. Der Heiler Francisco Montez hat Anfang der 90er Jahre begonnen einen Ort aufzubauen, an dem das Wissen der Ahnen zum Wohl der Menschen aus aller Welt weitergegeben werden sollte. Mit Hilfe von Unterstützern, zu denen neben Instituten wie dem IIAP auch Wissenschaftler gehören, hat er seinen Traum verwirklicht. Nach Sacha Mama kommen nicht nur Einheimische, sondern auch viele Ausländer. In den letzten Jahren hat sich das Projekt enorm entwickelt, erzählt Francisco Montez. Mehrere Holzhäuser stehen halbkreisförmig auf einem Stück gerodetem Land mitten im Urwald. In einem der Häuser, die mit Stroh überdacht sind, sitzen Jugendliche und malen Bilder mit zuvor selbst hergestellten Pflanzenfarben. Die Bilder sind teils bizarr, teils anmutig, aber immer strotzen sie vor Farben und Formen mit traditionellen Motiven. Eine junge Frau leitet sie dabei an, redet mit ihnen und sortiert einen Stapel älterer Bilder. „Dies ist unsere Maltherapie“, sagt Francisco Montez stolz. Die Jugendlichen stammen aus schwierigen sozialen Verhältnissen, haben teilweise traumatische Gewalterfahrungen hinter sich. Die Maltherapie im Dschungel ergänzt die Ayahuasceremonie, die in regelmäßigen Abständen stattfindet und ist ein Angebot, das in Zusammenarbeit mit der Sozialfürsorge der Stadt betrieben wird. Mit den Bildern verarbeiten die Jugendlichen ihre Emotionen und Erfahrungen aus der Zeremonie. Es sind klassische Motive, die sich über Jahrhunderte hindurch auf peruanischen Kunstwerken und Gegenständen wieder finden. In den anderen Gebäuden sind ein Gästehaus mit mehreren Zimmern untergebracht, eine kleine Bibliothek, ein großer, runder Versammlungs-

raum, ein Zeremonienraum mit einem kleinen Altar und vielen Utensilien. „Schauen Sie, dies ist ein Stein, der einer Pistole ähnelt. Ich verwende ihn während der Ayahuascazeremonie als symbolische Waffe. Wenn einer der Patienten sich bedroht fühlt, kann ich damit eingreifen“, sagt er und lacht. Dann zeigt er auf ein etwa zwei Liter fassendes Glas mit Deckel. Dies ist reines Blütenöl, das wir aus einem ganzen Sack voller Blumen gewonnen haben. Damit können wir Patienten einreiben, es entfaltet eine wärmende Wirkung am ganzen Körper und macht den Körper und den Geist schön und sanft. Und dies ist unser Ayahuasca. Sehen sie diese Liane hinter mir?“, fragt er und zeigt auf eine Ranke, die von einem vielleicht fünfzig Meter hohen Baum herunterhängt. „Diese Liane ist älter als ich und ich werde sie hüten wie meinen Augapfel“ sagt er und lacht.

Dann führt er uns durch den botanischen Garten, in dem etwa 600 Pflanzen mit kleinen, weißen Schildern versehen sind, vorbei an einem kleinen Teich, bis zu einem Holzhaus, das nur ein einziges Zimmer mit einem kleinen Fenster besitzt. „Ich bitte Sie, berühren Sie die Dame nicht, die gleich heraus kommen wird. Geben Sie ihr nicht die Hand, sie wird nicht beleidigt sein. Sie macht gerade eine Therapie und musste sich seit zwei Wochen in dieses Haus zurückziehen ohne Kontakt zu anderen Menschen zu haben. Aber heute darf sie wieder mit ihnen reden“, meint er. Die Frau ist Französin und habe ein schweres Trauma hinter sich. Sie habe bei einem Brand ihre Familie verloren und litt unter Wahnvorstellungen, als sie von einer Freundin nach Sacha Mama gebracht wurde. Als sie herauskommt, um mit uns zu sprechen wirkt sie gelassen und freundlich. In dem Gespräch erfahren wir, dass die Freundin, die sie herbrachte, einen Krebstumor hatte, der von Senor Montez während einer Ayahuasca Sitzung diagnostiziert wurde. In vielen Sitzungen sei der Tumor verkleinert worden und konnte dann in Frankreich operiert werden. Vorher hätten die Ärzte ihr keine Chancen eingeräumt. Nach den vielen Berichten von Heilungen verwundert mich diese Geschichte nicht mehr. Vor allem von Krebsheilungen hört man im Zusammenhang mit der traditionellen Medizin sehr oft.

Das Gelände wirkt relativ ruhig, doch das täuscht. Mehrmals in der Woche strömen Schulklassen über den Hof, um die Heilpflanzen im botanischen Garten kennen zu lernen. Der Neurologe Prof. Fernando Cabieses gehört zu denen, die das Projekt Sacha Mama unterstützen. Von Francisco Montez habe der Schulmediziner schon so manches über die Heilkraft der Ayahuascaliane gelernt. Heute sitzt Professor Cabieses als Leiter der neurologischen Abteilung einer staatlichen Klinik und als Leiter der Universität Cientifico in Lima. Neben den Kindern, den Patienten und Kursteilnehmern kommen immer wieder auch einheimische und

ausländische Mediziner und Therapeuten, die sich hier fortbilden möchten und an Heilzeremonien teilnehmen. Sacha Mama ist das bekannteste und erfolgreichste Projekt dieser Art, aber nicht das einzige.

Auch Don Augustin, der in Tamishacu eine Urwaldlodge betreibt, bietet Heilzeremonien an, die aber überwiegend von Ausländern besucht werden. Anderthalb Stunden dauert die Fahrt mit dem Schnellboot über den Amazonas, bis man sein Dorf erreicht. Hunderte von Ausländern waren schon hier, haben sich heilen lassen oder haben von Don Augustin gelernt. Mit dem Geld, das er dafür bekommen hat, oder auf Workshops und Vorträgen in den USA oder in Europa verdient, hat er eine mit Computern, Sportgeräten und botanischem Garten ausgestattete Schule in Tamishacu aufgebaut, an der über einhundert Kinder aus der Umgebung unterrichtet werden. Don Augustin ist weit über die Grenzen seiner Stadt bekannt und hat dazu beigetragen, dass die Bevölkerung von Tamishacu stolz ist auf ihre Medicina Tradicional.

## **12. Die Oase in der Großstadt – Das Ministerium**

Der Pförtner am Eingang des Gesundheitsministeriums ist sich sicher: INMETRA, das Institut für traditionelle Medizin gibt es nicht. Jedenfalls nicht mehr. „Das ging aber schnell“ denke ich, denn noch vor einigen Tagen hatte ich die Homepage des Instituts besucht. Ich solle zu einer anderen Abteilung, heißt es. Die wüssten sicher Bescheid. Als ich auf der beschriebenen Etage ankomme, wird die Situation klar. Schon von weitem ist das Logo von INMETRA in grüner Schrift zu sehen, direkt neben dem Logo von CENSI. „Centro Nacional des Salud Intercultural“, das nationale Zentrum für interkulturelle Gesundheit. Es ist der Nachfolger des „Instituts für traditionelle Medizin“ und ist aus einer Erweiterung des Konzeptes entstanden, wie ich später erfahre. Dieser Sinneswandel oder besser die „Sinneserweiterung“ ist sehr bezeichnend für die Situation der traditionellen Medizin in Peru. Gerade mal knapp 5 Jahre hatte das alte Institut bestanden und schon wurde es erweitert.

„Die traditionelle Medizin kann nicht angewendet werden ohne den kulturellen Kontext zu berücksichtigen aus dem sie stammt“ erklärt mir mein Gesprächspartner Dr. Eyzaguierre. Er ist Ethnologe am Gesundheitsministerium und weiß wovon er spricht. Halb Peru hat er durchforstet auf der Suche nach traditionellen Heilmethoden. Die Umbenennung des Institutes hatte einen einfachen Grund. „Es gibt in Wirklichkeit nicht ‚eine traditionelle Medizin‘, so wie es nicht ‚eine‘ Kultur in Peru gibt, sondern viele verschiedene“, sagt Dr. Eyzaguierre. Diese

Einsicht ist das Ergebnis jahrelanger Erforschung des Schamanismus in den verschiedenen Regionen des Landes.

CENSI forscht aber nicht nur daran, das traditionelle Wissen auszugraben und zu erhalten, sondern auch daran, es in Kooperation mit der Schulmedizin anzuwenden und für den modernen Menschen nutzbar zu machen. Mit dieser Absicht im Hinterkopf soll in Kürze ein Projekt stattfinden, das vor einigen Jahren schon einmal in ähnlicher Form erfolgreich durchgeführt wurde. Dr. Eyzaguierre lädt mich ein, ein sechsköpfiges Team auf eine Art Gesundheits-Expedition in den Dschungel zu begleiten. Einige Mitarbeiter des Ministeriums wollen abgelegene Dörfer in der Nähe der kolumbianischen Grenze besuchen, um von der dortigen indigenen Bevölkerung zu lernen. Aber wohl auch, um ihre gesundheitliche Situation sowohl anzuschauen als auch zu begutachten. Die Reise soll 3 Wochen dauern, wovon allein fast je eine Woche für An- und Abreise benötigt werden. Zuerst mit dem Flugzeug, dann mit dem Bus, dann mit dem Jeep, und die folgende Strecke in einem ein- bis zweitägigen Fußmarsch, je nach dem, wie begehbar die Waldwege sind. Das Projekt macht deutlich, in welchen Dimensionen die Gesundheitsversorgung zu erfolgen hat. Das Angebot mitzureisen, muss ich aus Zeitgründen ablehnen und bedauere es sehr.

Aber auch in Lima gibt es in Sachen Wiederbelebung der traditionellen Medizin eine Menge zu erfahren. Das Gesundheitsministerium beschäftigt eine ganze Abteilung nur zu diesem Sachgebiet. In unregelmäßigen Abständen und in verschiedenen Einrichtungen der Stadt führt es in Zusammenarbeit mit wissenschaftlichen Instituten Informationsabende zur traditionellen und interkulturellen Medizin durch. Eine Informationsveranstaltung findet am nächsten Abend statt, etwa 30-40 Personen nehmen daran teil. Ein Mitarbeiter des Ministeriums hält einen Vortrag über traditionelle Geburtshilfe. Zur Demonstration hat er eine bunte gewebte Decke mitgebracht, die er auf dem Boden ausbreitet. „Auf diese Decke legt sich die Gebärende“ erklärt er und winkt eine junge Dame herbei. Sie legt sich darauf und eine ältere Frau hebt das Fußende der Decke hoch, so dass die junge Frau sich mit den Füßen abstützen kann. Diese Position erleichtert den Geburtsvorgang erklärt er, während das Publikum neugierig zuschaut. Offenbar eine ganz neue Erfahrung. Die Anwesenden können sich allesamt eine Geburt im Krankenhaus leisten. Es sind interessierte, aber verhältnismäßig wohlhabende Laien. Junge Hebammen oder Lehrerinnen, Sekretärinnen und Krankenschwestern, auch einige Männer sind dabei. Der Mitarbeiter des Ministeriums schildert Grenzen und Möglichkeiten des Einsatzes derartiger Methoden in regulären Kliniken. „Unsere medizinisch gut versorgte Großstadtbevölkerung würde sich wundern, wenn wir die Frauen auf die Decke bitten würden, statt auf Krankenhausbetten“ sagt er.

Aber in einigen Kliniken würden Ärzte und Hebammen diese Technik gerne anbieten, weil sie sich durchaus bewährt hat.

Die traditionelle Geburtshilfe ist nur eines der Themen des CENSI. Studien über die Wirkung peruanischer Heilpflanzen oder Seminare über Akupunktur gehören ebenfalls dazu. Letzteres nicht zuletzt auch deshalb, weil in Lima ein beachtlicher Anteil chinesischer Einwanderer lebt. Auf dem Gelände des Gesundheitsministeriums betreibt die staatliche Einrichtung auch einen ethnobotanischen Garten mit einigen hundert medizinisch wirksamen Pflanzen. Täglich ist er geöffnet und wird von Anwohnern und Besuchern des Ministeriums besucht. Der Garten ist ein deutliches Zeichen dafür, welchen Stellenwert die traditionelle Medizin zumindest im Selbstverständnis des Gesundheitsministeriums hat.

### 13. Praxistest für den Schamanismus

Eine Klinik, die die traditionelle Medizin unterstützt, ist die von Professor Fernando Cabieses. Er ist dort nicht nur Chefarzt der Neurologie. Dr. Cabieses hat mehrere Bücher über die traditionelle Medizin geschrieben. In seinem Behandlungszimmer befinden sich neben den üblichen Einrichtungsgegenständen auch bizarre Accessoires wie Schrumpfköpfe, ausgestopfte Kleintiere und eine Menge Pflanzen. Selbst für sein eigenes Fachgebiet bietet die traditionelle Medizin etliche Mittel, meint er. Zahlreiche Pflanzen, darunter auch Ayahuasca könnten in bestimmten neurologischen Fällen Anwendung finden und es gäbe bereits Forschungen in dieser Richtung. Aber wenn man ganz korrekt arbeiten wolle, dann sei so eine Behandlung nicht in einer Klinik möglich. Damit die Pflanzen ihre volle Wirkung entfalten könnten, müssten sie im traditionellen Kontext verabreicht werden. Dazu würde ein Heiler gehören, der die Medizin selbst herstellt, der die Patienten persönlich kennt und mehrere von ihnen zu einer Gruppe versammelt, mit denen er eine Zeremonie durchführt. Die traditionellen Gesänge, das Umfeld, das gesamte Ambiente seien dazu notwendig und in einem Krankenhaus sei das natürlich nicht möglich. „Die Pflanzenmedizin funktioniert nicht nach unserer Methode – einnehmen und fertig, sondern sie ist nur ein Teil eines Heilungsprozesses, bei dem es viele Faktoren gibt“ sagt Professor Cabieses. Im Klartext heißt das: „In einem Krankenzimmer kann man nicht wirklich gesund werden. Doktor Cabieses zuckt mit den Augenbrauen und meint: „Die Schulmedizin hat ihre eigenen Stärken und die traditionelle Medizin ebenso. Worum es uns geht, ist, beide miteinander zu versöhnen, damit sie kooperieren können“. Unter krankmachenden Bedingungen wie Isolation oder fehlender menschlicher Wärme, könne

Heilung nur bedingt erfolgen, aber die traditionelle Medizin habe auch ihre Grenzen. Kritiker vertreten die Meinung, dass die Bemühungen von Leuten wie Professor Cabieses oder des Gesundheitsministeriums sinnlos sind. Denn die bestehende schulmedizinische Praxis sei mit der „schamanischen“ Vorstellung vom Menschen als einer „Einheit von Körper, Geist und Umwelt“ nicht vereinbar. Es ist das Totschlagargument der konservativen Schulmediziner. Ihnen wird wiederum vorgeworfen, den Menschen als Objekt, als Materie zu sehen und seine soziologischen und psychologischen Dimensionen auszublenden.

Auch was die traditionelle Medizin betrifft, gibt es verschiedene Lager. Da sind einerseits die „westlich“ orientierten, wohlhabenden, christlich geprägten Gruppen, die die Schulmedizin als einzig gültige Heilkunst anerkennen. Für sie hat traditionelle Medizin nicht mehr als einen folkloristischen Wert. Das zweite Lager bilden Menschen der Mittel- oder Oberschicht mit mehr oder weniger christlichen Bezügen, die die Schulmedizin favorisieren, die aber auch durch persönliches Interesse oder durch persönliche Kontakte geprägte Beziehungen zu traditionellen Konzepten haben.

Das dritte Lager bildet die große Masse der Menschen, die keine andere Wahl hat, als sich selbst in irgendeiner Weise mit traditioneller Medizin zu helfen – samt aller Konsequenzen. CENSI und eine Reihe von NGO's, Vereine und private Institute gehören dazu. Wie starr diese Lager sind und wie durchlässig ihre Grenzen sind, das lässt sich aber kaum vorhersagen, wie ich auf einer Fahrt im Kleinbus durch Lima erfahre.

Die Frau neben mir stellt sich als Krankenschwester heraus, die in einem staatlichen Hospital arbeitete und als moderne Frau nur wenig mit Traditionen zu tun hat. Vor einigen Jahren habe sie aufgrund einer ernsthaften Erkrankung ihrer Großmutter in ihr Dorf fahren müssen und habe dort einen Gesinnungswandel erfahren. Eine ganze Liste von Heilpflanzen und deren Wirkung kann sie mir aus dem Stehgreif nennen. „Una de gato“, die Katzenkrallen wirke antimutagen und könne z.B. zur Verhinderung von Geschwulsten eingesetzt werden. Chancapiedra könne u.a. Nierensteine bekämpfen, Tawari Negro sei als Antiseptikum verwendbar und könne bei vielen Arten von Krebs oder Diabetes eingesetzt werden.

Für fast jedes alltägliche Leiden könne sie einen Tee oder einen Pflanzenauszug kochen. Früher habe sie das als „Arme-Leute-Medizin“ verachtet, aber heute denke sie, dass es nicht von ungefähr kommen kann, dass diese Arzneirezepte die ganzen Jahrhunderte überdauert hätten. Diese Frau war nur eine von vielen, mit denen ich sprach und die alle ein ähnliches Verhältnis zur traditionellen Pflanzenmedizin hatten.

## 14. Die Natur in Pillenform

Durch das Viertel „San Martin“ in Lima führt eine vierspurige, staubige Straße, über die die Autos den ganzen Tag durchrauschen. Alte, restaurierte Häuser im Kolonialstil und Neubauten aus den letzten Jahrzehnten reihen sich wie Perlen entlang der Straße auf. Konsulate befinden sich in der Nachbarschaft, Schulen, Arztpraxen, Büros und Supermärkte. San Martin ist ein Viertel, in dem Menschen wohnen, denen es gut geht. An einigen der Gebäude hängen große grüne Tafeln, auf denen Pflanzen abgebildet sind. Eines dieser Gebäude will ich besuchen. „Bionaturalista“ steht über dem Eingangsportal.

Eine kleine Gruppe älterer Damen verstopft den Eingang, klatscht und tratscht und erzählt sich von den alltäglichen Problemen. Kleine Fläschchen und Päckchen werden aus den Taschen gekramt und machen die Runde. Sie werden geöffnet, bestaunt, verglichen und wieder zurückgepackt. Bei Bionaturalista würde man nur das Beste bekommen, so die einhellige Meinung. Offensichtlich haben sie gut eingekauft. In der Eingangshalle des Hauses stehen gepolsterte Stühle in mehreren Reihen mit dem Rücken zur Tür und warten auf Gäste. Etwa zehn Personen sitzen bereits und schauen gebannt auf eine junge Frau am Podest, die von der Wirkung gewisser Pillen erzählt, die sie hoch hält. Schräg oben in der Ecke der Halle ist ein großer Fernseher angebracht, dessen Ton auf stumm gestellt ist und auf dem ein sichtlich ergrauter Herr im weißen Kittel entschlossenen Blickes in die Kamera spricht. Ihm gehören das Gebäude und die Pillendose in der Hand der jungen Frau.

Der Biologe Blas Silva hat ein Verfahren entwickelt, mit dem er Pflanzen und pflanzliche Wirkstoffe zu Medikamenten und Nahrungsergänzungsmitteln verarbeitet. Die meisten Rohstoffe kommen aus Iquitos. In Geschäften und Gesundheitszentren wie diesem, vertreibt der geschäftstüchtige Wissenschaftler seine Produkte. Werbespots im Fernsehen, Auftritte in Talkshows, eigene Fabriken und Produktionsanlagen sowie eine breite Palette von Produkten, die in ganz Peru vertrieben werden, krönen seinen Erfolg. In dem Saal werden täglich Vorträge gehalten und Seminare durchgeführt, zum Thema „Pflanzenmedizin von Bionaturalista“. Der Meister persönlich ist nur selten anwesend, er befindet sich an seinem Hauptsitz in Arequipa, im Süden Perus. Zu dem Zentrum gehört ein kleines Geschäft, das auf den ersten Blick aussieht wie eine Apotheke. Das Personal trägt weiße Kittel und ist betont freundlich. In den ebenfalls weißen Regalen, teils mit abschließbaren Glastüren, liegen die Präparate fein säuberlich aufgereiht.



Pulver, Pillen, Säfte, Salben und alles zu Preisen, die man in einer echten Apotheke nicht bekäme. Nur dass die Packungen bunter und größer sind unterscheidet sie von ihren chemischen Vorbildern. Praktisch gegen jede bekannte Krankheit gibt es hier ein Mittel. Emsig werden die Kunden vom Personal beraten und gegebenenfalls weiter geschickt. Das Zentrum arbeitet mit Ärzten zusammen, die im zweiten Stock des Hauses ihre Praxen haben. „Wenn es Unsicherheiten oder Bedenken gibt, zum Beispiel bezüglich der Verträglichkeit oder der Wechselwirkungen bestimmter Präparate, dann können sie gegen Gebühr konsultiert werden“, versichert ein Mitarbeiter.

Das Konzept von Bionaturalista scheint aufzugehen. Zumindest gibt es noch andere Firmen, die ähnlich verfahren. In den letzten Jahren ist ihre Zahl enorm gestiegen, sagt das Gesundheitsministerium. In Lima gibt es mehr als zehn derartiger Firmen, die unterschiedlich erfolgreich sind. Nicht alle können sich die teure Fernsehwerbung leisten oder große Zentren und Zweigstellen, und nicht alle haben so eine breite Warenpalette. Manche sind sogar nur auf einige wenige Produkte spezialisiert. Das größte Problem mit ihnen sei, dass es keine Kriterien gebe, anhand derer man die Wirksamkeit oder die Qualität der Produkte verifizieren könne, sagt Dr. Eyzaguiere von CENSI. Mit dem traditionellen Kontext oder mit Interkulturalität hätten diese Produkte praktisch nichts mehr zu tun. Hier würden nur die Wirkstoffe vermarktet, die nach traditioneller Erfahrung als wirksam erachtet werden. So verweisen die Firmen in ihren Werbebroschüren teilweise ausdrücklich darauf, in welcher Region sie in welcher Weise für welche Krankheiten verwendet werden und versuchen dies durch entsprechende Seminare zu ergänzen. Ein erfolgreiches aber auch umstrittenes Konzept, das seine Art das Wissen um die Heilkraft der Pflanzen in die Moderne weiter trägt. Der natürliche Feind dieser Firmen ist die Pharmaindustrie, die mehr auf teure Importmedikamente spezialisiert ist, als auf die heimische Pflanzenwelt. Dabei scheint das Angebot der Pflanzenmedizinfirmen den meisten Peruanern nur als Ergänzung zur Schulmedizin zu gelten. Sie haben einen ähnlichen Status, wie ihn in Deutschland etwa Reformhäuser haben. Nur, dass in den peruanischen Geschäften neben Nahrungsergänzungsmitteln auch hochwirksame Präparate verkauft werden, die eher als Medikamente einzustufen wären.

## 15. „Wer heilt hat Recht“

Jetzt wisse sie, dass sie den Problemen mit ihrer Familie nicht ausweichen dürfe, dass sie sich stellen müsse, sagt die junge Mutter. Er habe gespürt, wie er angeleitet wurde, seine zwanghaften Gewohnheiten nicht länger zu ignorieren, weil sie es seien, die ihn krank machten, sagt der chilenische Arzt. Fast die halbe Nacht hat die Zeremonie gedauert, aber mit derart konkreten Erfahrungen kann ich nicht aufwarten. Mir bleibt lediglich die Erkenntnis, dass die Ayahuascazeremonie ein verändertes Körpergefühl, eine Schärfung der Sinne, eine Erweiterung der Wahrnehmung und eine Bereitschaft zur Übernahme der Verantwortung für das eigene Handeln bringt. Don Solon unterhält sich fast noch eine ganze Stunde mit seinen Patienten. Er fragt nach ihren Wahrnehmungen, deutet sie, gibt Ratschläge und Anweisungen. Über die Erlebnisse während der Zeremonie wird üblicherweise nichts nach außen erzählt, sie bleibe eine Offenbarung für den, der die Reise zu seinem Unbewussten mitgemacht hat. Nur so viel erfahre ich: alle Beteiligten meinen, die Ursache ihrer Beschwerden erkannt zu haben. Jetzt gehe es darum, daran zu arbeiten, sie zu besiegen. Außer der Mutter müssen alle die Zeremonie in einigen Tagen wiederholen, so lange, bis es ihnen wirklich gut geht. Die Mutter will sich mit ihrer Familie versöhnen. Eine durchgängige Ayahuascaerfahrung sei, so die französische Anthropologin Karina Jeanet, die in Iquitos an einer internationalen Ayahuascastudie arbeitet, dass man Visionen von Tieren und Pflanzen des Dschungels habe, selbst wenn man Ausländer ist und noch nie dort war. Dies sei eines der Phänomene, die die Wissenschaftler nicht erklären könnten. Auf Ausländer wirkten diese Visionen meist beängstigend, aber für Einheimische seien es lediglich Symbole, die es zu deuten gelte und mit denen der Heiler schon während der Zeremonie arbeiten könne. Sieht er ein schwarzes Loch in der Brust einer Frau, kann es sein, dass diese parallel einen gigantischen Adler wahrnimmt, der sie schlucken will. Für den Heiler könnte es ein Tumor sein, dem ins Angesicht zu schauen und mit ihm zu kämpfen er der Frau helfen wird, so lange, bis sie ihn besiegen.

Ob Don Solon, Don Augustin, Francisco Montez oder die vielen anderen Curanderos – sie arbeiten alle mit diesen oder ähnlichen Methoden und sie haben alle ein Heer von Patienten, die sie heilen konnten oder die auf eine Behandlung warten. Nicht nur in Iquitos, in den Dörfern des Dschungels oder der Anden, auch in den Wohnhäusern von Lima oder Arequipa oder Cusco. Die IIAP, der Verband der Heiler, die Mitarbeiter des Gesundheitsministeriums, der Behörden und lokalen Initiativen – sie alle sind sich bewusst, dass die traditionelle Medizin etwas anderes ist,

als die Schulmedizin, aber sie wissen auch: „Wer heilt hat Recht.“ „Niemand ist gegen die Schulmedizin, aber lange bevor es sie gab, haben unsere Vorfahren mit den Gaben der Natur geheilt. Die traditionelle Medizin zu erhalten, zum Wohl der zukünftigen Generationen – das ist unser Ziel“, sagt Professor Cabieses.